

Wahlsieg ohne Wahlkampf

Christoph Gocke, Januar 2005

Erfolg ist schön“, sagt sie. Kein Zweifel, Afaf Shatara ist glücklich. Am 23. Dezember 2004, bei der ersten Kommunalwahl in den palästinensischen Autonomiegebieten, stimmten 861 von insgesamt etwa 2.000 Wählerinnen und Wählern für die parteilose Schuldirektorin. Nur ein Kandidat erhielt ein paar Stimmen mehr. „Das heißt doch: Die Leute mögen mich und schätzen meine Arbeit“, resümiert Afaf Shatara. Seit dreißig Jahren leitet sie die Mädchenschule von Azzun, einer Gemeinde in der Nähe der Stadt Nablus. Sie ist verantwortlich für 500 Schülerinnen und 28 Lehrerinnen – allesamt Muslima. Afaf Shatara ist Christin. Als einzige unabhängige Kandidatin hat sie einen Sitz im elfköpfigen Gemeinderat erobert – neben zehn Mitgliedern von Fatah, der Partei des früheren Präsidenten Yassir Arafat.

An diesem Heiligabend kamen ihre muslimischen Nachbarn nicht nur, um ihr wie alljährlich ein frohes Weihnachtsfest zu wünschen, sondern vor allem um ihr zu diesem beispiellosen Ergebnis zu gratulieren. Ganz ohne Wahlkampf hatte die parteilose Kandidatin den Einzug in den Gemeinderat geschafft. Nebenbei ist sie auch die einzige Frau, die diesem allein dank ihrer Stimmenzahl angehören wird. Eine zweite Lokalpolitikerin erhielt aufgrund der Frauenquote einen Sitz. Monatelang hatten Frauengruppen, unterstützt von internationalen Nichtregierungsorganisationen, darunter auch ÖFPI, das Begleitprogramm des Ökumenischen Rates der Kirchen, vor der Wahlbehörde in Ramallah für die Quote demonstriert. Ramallah ist Sitz der palästinensischen Autonomiebehörde. Erst sollte die Quote 25 Prozent betragen, dann 20, schließlich wurden es 16 Prozent. Für Azzun bedeutete dies: Zwei der elf Gemeinderatssitze waren Frauen garantiert.

Afaf Shatara begrüßt die Quote, das eigene Abschneiden aber findet sie besser. Zumal unter den Wahlberechtigten schätzungsweise nur zehn Prozent Frauen waren. Doch selbst diese Wählerinnen, so glaubt sie,



Fotos (3):Gocke

Afaf Shatara.

wurden von ihren Ehemännern oder von ihrem Bruder bei der Stimmabgabe angeleitet. „Die Männer bestimmen, wen die Frauen wählen. Wahlen sind eine Sache der Familie.“ Und sie sagt dies so, wie fast alles: Mit dem sichtbaren Bemühen um Neutralität, Verständnis und Toleranz. Afaf Shatara ist sogar als Bürgermeisterin im Gespräch. Sie will den Vollzeit-Job aber nicht. Sie möchte Direktorin ihrer Schule bleiben, wo die Tür zu ihrem Empfangs- und Arbeitszimmer meist weit offen steht. Regelmäßig suchen die Lehrerinnen den Rat der Direktorin, vor allen an Examenstagen. Afaf Shatara hört geduldig zu, gibt knappe, präzise Antworten.

„Beim Examen im vergangenen Jahr waren wir unter den zehn besten Schulen der Westbank“, berichtet Afaf Shatara stolz. Erfolg ist ihr wichtig. Auch, dass das neue Schulgebäude gut ausgestattet ist mit Computern, Laboratorien und Bücherei. Und dass sie als Projektschule der UNESCO, der Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft, Kultur und Kommunikation, bevorzugt mit Informationsmaterial beliefert wird. Die Freundschaft mit einer Schule in Norwegen wird durch regelmäßige Besuche der Lehrerinnen gepflegt. Wie wär's mit einer Partnerschaft mit einer israelischen Schule? „Nein, dafür ist jetzt nicht die richtige Zeit“, antwortet Afaf Shatara. „Vielleicht in der Zukunft. Im Moment töten sie uns und zerstören unsere Häuser und unser Leben. Wie können wir da gute Beziehungen mit ihnen aufbauen? Wir sehen ja hier nur die Armee und nicht die Menschen, von denen sicher auch viele gut sind.“

Der Stellenwert, den die palästinensische Gesellschaft der Bildung beimisst, ist außerordentlich hoch. Selbst in den kleinsten Dörfern gibt es Schulen mit qualifizierten Lehrkräften. Waren während der ersten Intifada (1987-1993) Schulen und Universitäten oft über lange Zeiträume geschlossen, so hat die palästinensische Verwaltung während der zweiten Intifada (2000-2004) viel unternommen, damit das Bildungssystem weiter funktioniert. Der Lehrplan ist verändert worden. Englisch wird neuerdings vom ersten Schuljahr an unterrichtet. Verändert hat sich auch die Kleidung der Mädchen. Die dunkelblaue Schuluniform verschwindet fast bei allen unter langen Gewändern. Neunzig Prozent der Schülerinnen tragen ein Kopftuch, so wie auch alle Lehrerinnen bis auf eine Ausnahme. „Azzun liegt in einer ländlichen, sehr konservativen Gegend“, erklärt Afaf Shatara. Unter einer Gruppe Schülerinnen am Schultor ist kaum eine bereit, einem Mann Auskunft über den Weg zum Lehrerzimmer zu geben. „Manche sind halt so erzogen. Wenn ihnen der Vater nicht erlaubt, mit Männern zu sprechen, dann tun sie das auch nicht.“

Stirbt ein Einwohner Azzuns als „Märtyrer“, beten die Schülerinnen eine Minute lang zu Tagesbeginn. Als „Märtyrer“ werden alle bezeichnet, die in Auseinandersetzungen mit Israelis ums Leben gekommen sind. Sei es durch israelische Soldaten oder durch ein Selbstmord-Attentat. Wird das in den Klassen diskutiert? „Wir sollen uns nicht so sehr in die Politik einmischen“, sagt Afaf Shatara. Dabei weiß sie genau, dass auch das Politik ist. Die Familien in Azzun stammen zum großen Teil aus Haifa und Jaffa. Die Küstenstädte sind ihre Heimat, die sie 1948 mit der Unabhängigkeit Israels verlassen haben. „Viele glauben, dass sie dorthin zurückkehren werden, wann auch immer das ist.“

Exodus der Christen

Afaf Shataras Familie lebt seit dem Jahr 1650 im Ort. Aber übrig geblieben sind nur sie, ihr Bruder und dessen Frau, mit denen sie zusammenlebt. Die drei Katholiken sind die einzigen Christen in dem 10.000-Einwohner-Ort. Die nächste Kirchengemeinde ist in Nablus. Bis zum Be-



ginn der Intifada haben sie sonntags meist dort den Gottesdienst besucht. Inzwischen liegen zwischen Azzun und Nablus mehrere israelische *Checkpoints*, Kontrollposten, vor allem der gefürchtete Hawwara-Checkpoint am Ortseingang von Nablus. Seitdem beten Afaf, ihr Bruder und

dessen Frau zu Hause. Immer spärlicher wird die kirchliche Infrastruktur auf dem Land. Ein Onkel und eine Tante zogen im Jahr 1992 von Azzun nach Ramallah. „Die Christen verlassen das Land, weil sie in den Städten wohnen wollen, in der Zivilisation“, sagt Afaf Shatara.



Immer mehr Christen verlassen das Heilige Land.

Doch der Umzug nach Nablus oder Ramallah ist häufig nur der erste Schritt im andauernden Exodus der Christen aus dem Heiligen Land. Der nächste führt in die jordanische Hauptstadt Amman, nach Syrien oder in den Libanon und häufig darüber hinaus nach Amerika oder Europa. Lebten vor ein paar Jahrzehnten noch sechzig getaufte Shataras in Azzun, so ist die Verwandtschaft heute zerstreut in alle Welt. Sie leben im US-amerikanischen Bundesstaat Michigan, in Frankreich, Jordanien und Palästina, in Berlin. Afaf Shatara ist geblieben. Genauer gesagt: Immer wieder gekommen von Reisen nach Malaysia, Rumänien, Marokko, Italien. Sehr gut kennt sie die Vereinigten Staaten. „Die Amerikaner sind sehr nett“, findet Afaf Shatara. „Aber sie machen eine sehr schlechte Politik. Sie stehen immer auf der Seite der Israelis.“ Und die Israelis sind ihr viel zu mächtig. „*Might is right*“, sagt Afaf Shatara. Es gelte der Grundsatz, dass die Mächtigen das Recht bestimmen. „Wir hoffen, dass das besser wird.“ Große Hoffnung klingt nicht aus ihren Worten.